

(Nachdruck verboten.)

14)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel

Er umschlang sie und küßte sie lebhaft und leidenschaftlicher, und sie gab ihm die Küsse hingebend zurück. Die Sonne, welche unterdessen hinabgesunken war, übergießte die Ruinen mit ihrem glühenden Rot, in dem die Lannen rings auf den Höhen brannten, und dann flammte droben der wolkenlose Himmel auf. Die ganze Natur schien einen Augenblick in lautloser Feierlichkeit den Atem einzuhalten. Auch die muntere Gesellschaft bei dem alten Turme war still geworden. Jetzt erklangen leise Gitarrenakkorde von dort her. Sie klangen weich, klangen sehnsüchtig, schmolzen an und verhallten, und dann ertönten sie wieder und eine angenehme Stimme sang:

Spielt der West in Blütenzweigen,
Auf die Liebe streut er Schnee,
Junge Liebe führt den Reigen,
Junge Liebe kennt kein Weh.

Blütenschnee im vollen Haare
Ruhet nach dem schnellen Tanz,
In dem Schatten froh die Paare
Und sie windet einen Kranz.

Windet in die Blumenblätter
Ihre Liebe sinnend ein. —
In dem Süden steigt ein Wetter,
Und der Donner grollt herein.

An den Gräsern zittern Tropfen,
An der Wimper blinkt ein Raß
Und die hangen Herzen klopfen
Und die Wange schaut so blaß.

In den Zweigen rauscht es schaurig,
Kränze wellen vor dem Hauch,
Wellen auf den Gräbern traurig
Und die Liebe wand sie auch.

Weste Blätter! — Lieb' und Blüten
Sind verkommen und verdorrt.
Wirbelnd führt des Nordsturm Blüten
Auch die letzten Blätter fort.

Als die Stimme zu singen begann, richtete sich Marie von Gottlieb's Brust auf. Beide lauschten. Mariens Herz ward immer beflommener, sie atmete schwerer und schwerer, während ihre Wangen höher erglühten. Gottlieb hatte den Kopf in die Hand gestützt und schaute finster vor sich hin. „Wir wollen zurückgehen,“ sagte Marie endlich leise. „Sie werden wohl schon abgegessen haben.“

Sie stand auf. Gottlieb hielt sie zurück. „Wir kommen bald genug wieder in das alte Land,“ sagte er mit gedrückter Stimme. „Für uns ist's Herbst im Frühling. Aber ich mag's nicht denken, und Du sollst es nicht denken. Ich kann nicht ohne Dich sein.“

Er war aufgestanden und mit Unaestüm riß er die sich Sträubende an seine Brust.

„O Gottlieb, Gottlieb!“ bat sie Da ward bei dem Turm nach ihr gerufen. Die Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch. Marie eilte davon.

Das lustige Völkchen zog den Berg hinab. Die Mädchen gerieten ins Laufen, die jungen Herren liefen ihnen voraus und fingen sie in ihren Armen auf, als sie an dem Saum des Waldes anlangten. Bald waren sie alle unter den Wipfeln verschwunden.

Marie schaute den Glücklichen nach, die Hände auf das Herz gepreßt. Furcht, Sehnsucht und Schmerz schwellten ihren Nuten. Tränen blinkten an ihren Wimpern.

Gottlieb war ihr gefolgt. Er stand an ihrer Seite. „Warum weinst?“ fragte er sanft, indem er seinen Arm um ihren Nacken legte.

„Ach, Gottlieb,“ schluchzte sie auf, indem sie sich an seine Brust warf, „ich bin so unglücklich, so unglücklich!“ Er drückte sie schweigend an sich.

„Ich wollt' ich leb' r'cht mehr,“ bebte sie.

„Ich bin's zufrieden, wenn's mit uns beiden zugleich ein End' nimmt,“ entgegnete er leise.

„Nein, nein,“ rief sie, indem sie den Kopf hob und ihm durch Tränen in die düster glühenden Augen schaute, „Du kannst noch glücklich sein. Ich bin für Dich nur noch eine Last.“

Er erwiderte nichts, sondern sah ihr nur tiefer und tiefer in die Augen, indem er sie stärker an sich drückte. Sie schaute mit einem schmerzlichen Lächeln zu ihm auf.

Am Saum des Horizonts verdämmerte der letzte Hauch des Abendrots. In matter, klarer Bläue wölbte sich der Himmel über der dunklen Erde. Westwärts stand hell der Abendstern. In den mächtigen Laubwogen der Tiefe begann eine Nachtigall zu schlagen und zu schluchzen.

„Marie!“ murmelte Gottlieb.

„Gottlieb, ach Gottlieb!“ flüsterte sie mit schwer aufwogender Brust.

Noch einen Kuß, einen langen, langen Kuß, und sie wollte sich aus seinen Armen winden. Aber weich, hingebend, zitternd sank sie an sein Herz zurück und umschlang seiner Nacken. Der Turm warf seinen Schatten über sie.

Die Leidenschaft des Unglücks glühte in ihren Küssen und die Nachtigall weinte ihr Brautlied hinauf aus der waldigen Tiefe, und sie waren allein — allein und voll Jugend und Liebe und hoffnungslos.

6.

Ein fremder Brautverloren.

Unter den Mädchen von Rothenburg machte sich eine ungewöhnliche Aufregung bemerkbar. Es war abends vor den Türen ein lebhaftes Flüstern und Zischeln unter ihnen, und wenn sie einander gute Nacht sagten, so riefen sie gewöhnlich noch zurück: „Aber er wird ja doch nicht herkommen; er hat ja keine Bekanntschaft im Dorf.“

Derjenige, an dessen Kommen sie nicht zu glauben schienen, war Fried Koberhard, des reichen Bauern Sohn aus Häumlersdorf. Allerdings kannte ihn niemand in Rothenburg, aber eben darum waren die Mädchen um so gespannter, ob er kommen würde. Denn es hieß, daß Fried auf der Brautschau umherzöge. So hieß es in allen Dörfern im Gebirg, und wie die Mädchen von Fried sprachen und träumten, so gab es in ganz Rothenburg keinen wohlhabenden Bauern, der ihn nicht zum Eidam sich gewünscht und erhofft hätte. Daß Fried nur ein reiches Mädchen nehmen würde, stand fest; denn Geld freit um Geld. Auf allen Höfen, wo man auf seine Einsprache rechnen durfte, wurden in der Stille Vorkehrungen getroffen, ihn angemessen bewirten zu können, und die Mädchen trafen die ihrigen, sich dem reichen Burschen im besten Staat zu zeigen. Regine tat, als sei ihr nichts daran gelegen, ob der Fried käme oder nicht. Sie spöttelte darüber, daß man so viel Aufsehens von ihm mache. „Wenn ich eine Bäuerin werden wollt', ich hätt' es längst sein können,“ äußerte sie geringschätzig. Allein im Geheimen setzte sie gleich den anderen ihren Fuß in Bereitschaft, und ihr Herz pochte vielleicht erwartungsvoller, als das der Verspotteten. Ihrem Stolz war die Vorstellung unerträglich, daß Fried, wenn er wirklich nach Rothenburg kam, eine andere ihr vorziehen könnte.

Eines Nachmittags, es war im Herbst und ein feiner kalter Regen sprühte von dem bleigrauen Himmel, rollte ein leichtes Gefährt, von zwei kräftigen Säulen gezogen, unter Peitschenknall in den Hof des blauen Engels. Regine warf einen Blick durch die angelaufenen Scheiben und eilte auf ihre Kammer, wohin sie Marie zu sich rief.

„Was hast denn?“ fragte der Vater. Er erhielt jedoch keine Antwort und gleich darauf trat der Mann, der mit dem Wagen gekommen war, in die Wirtsstube. Er trug einen schweren grauen Mantel, eine Pelzmütze und hohe blankgewischte Stiefel. Aus Mühe und Mantel schälte sich ein Bursche mittlerer Größe heraus, dessen Gesicht bald in der warmen Stube zu glühen begann. Angenehm war dies Gesicht eben nicht. Eine eingebogene Nase und die zu große Länge der glattrasierten Oberlippe gaben ihm einen Anstrich von Dummheit; doch widersprach dem das lebhaftes Funkeln seiner kleinen Augen, die unter dicken Brauen ziemlich weit von der Nase ab saßen. Schwarzes, kurz geschorenes Haar

umstand die breite niedrige Stirn wie Borsten und ließ ein paar rote Ohren unbedeckt, die kleiner hätten sein können. Der Kopf des Bursche wurde von einem kurzen dicken Halse getragen und an diesen schlossen sich Schultern von ungewöhnlicher Breite. Seine Brust war hochgewölbt und in den Hüften war er schmal. Seine ganze Erscheinung war ein Bild der Kraft und des Starrsinns.

Ein Blick auf seine Kleidung erklärte Petermann das plötzliche Beglücken des Regiments. Der Gast stand in der Sonntagstracht der Bursche im Gebirge vor ihm.

„Ein verdammt kaltes Wetter,“ sagte der Bursche, nachdem er Mantel und Mütze abgelegt und seine hohen blanken Stiefel wohlgefällig betrachtet hatte. „Ihr könntet mir eins einschenken, Herr Wirt.“

Petermann griff nach der Flasche, die er für seine Gäste aus der Stadt hielt, wenn dieselben eines Gegengiftes gegen die Abendnebel bedurften. Er lächelte verstoßen, als der Bursche, welcher sein Glas auf einen Zug leerte, den Brantwein lobte.

„Von der Sort' muß ich mir auch anschaffen,“ sagte der Gast, indem er eine Handvoll blanker Gulden aus der Hosentasche zog und einen davon auf den Tisch warf.

Petermann war sehr überzeugt, daß er in seinem Gaste den Friedrich Klobert aus Bäumlersdorf vor sich hatte. Er ließ indessen nichts merken, sondern nahm ruhig das Geld und gab den Rest heraus, während sich der Bursche hinter den Tisch setzte, seine Pfeife hervorzog und zu rauchen begann. Petermann setzte sich ihm gegenüber.

„Was habt Ihr denn bei dem kalten Wetter außen zu schaffen?“ fragte er nach einer Weile den Gast.

„Se nun, Geschäfte,“ versetzte dieser mit demselben Gleichmuth, mit dem die Frage getan worden. „Ich soll für meinen Asten ein paar Küb' kaufen.“

„So, so,“ sagte der Wirt.

„Wißt Ihr vielleicht jemand' in Rothenburg, der welche feil hat?“ fragte der Bursche.

„Da könnte wohl Rat werden,“ versetzte der Wirt und nannte ihm alle reichen Bauern im Dorf, die mannbare Töchter besaßen.

Wie gleichgültig der Bursche auch dreinschaute, es entging Petermann nicht, daß derselbe jene Namen nicht zum erstenmale hörte. Er irrte sich darin auch nicht, denn es war wirklich der langersehnte Fried, welcher ihm gegenüber saß und jetzt bei sich in's Klare zu kommen suchte, ob er erkannt sei oder nicht.

„Habt Ihr denn nichts, was ich brauchen könnt'?“ fragte Fried, nachdem er einige Sekunden still vor sich hingeraucht hatte.

„Om, Ihr könnt sie Euch ja ansehen,“ entgegnete Petermann doppelsinnig. Wenn Ihr Euch erst durchgewärmt habt, wollen wir in den Stall gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kandidat Tiedemann.

Von Carl Basse.

In dem Hinterstübchen eines ruhigen Gasthauses fand sich wöchentlich einmal eine kleine Gesellschaft von acht bis zwölf Personen zusammen. Es war ein Stammtisch, der sich sorgsam zurück hielt, keine Gäste in seiner Mitte duldete und sich auch nicht ergänzte. Ursprünglich nahmen fünfzehn Herren daran teil. Im Laufe der Jahre waren drei gestorben. Die anderen warteten, bis die Reihe an sie käme, und man debattirte oft, wer wohl der letzte sein und einsam in diesem Zimmer seinen Schoppen trinken würde. Jeder war sich klar, daß das kein Vergnügen sein müsse. Ebenso wie jetzt drei Stühle ständig leer blieben, auf denen die Freunde gesessen, die nun im Grabe ruhten, würden dann vierzehn unbenützte Stühle um den Tisch stehen, gleichsam wartend, ob niemand auf ihnen Platz nehmen wolle.

Jegliche Statuten hatte dieser Stammtisch nicht. Nur einen Paragraphen gab es, der strikt innegehalten wurde. Was auch am Stammtisch geredet wurde, das gleichgültigste und interessanteste — es durfte in keiner Form weiter erzählt werden, weder Freunden noch Frauen. Weil so nichts von dem, was hier im Zimmer gesprochen ward, über die vier Wände hinausdrang, nannten sich die Teilnehmer die „Lustdichten“. Dadurch geschah es, daß nicht nur jeder freier und leichter seine Herzensmeinung sagte, sondern auch, daß die abendliche Stunde für Augenstehende mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben war, hinter dem sie allerlei witterten.

Dabei konnte es kaum eine harmlosere Gesellschaft geben. Aber es gehörten Männer in hohen Stellungen dazu, und es sollte vermieden werden, daß ein freies Wort über städtische oder staatliche Verhältnisse von Andersgefinnten aufgegriffen, aus dem Rahmen gehoben und weitergegeben würde.

Eines Abends kam das Gespräch auf die Erfahrungen, die der einzelne als Schüler gemacht hatte. Fast jeder konnte rühmend einen Lehrer als echten, erst später ganz erkannten Menschen pfeifen; fast jeder aber auch einen anderen nennen, der ihn ungerecht gequält und sein Ansehen bitter verwundet hatte.

Es war nur ein einziger, der still schwieg. Und da gerade er vom Fach war — der Direktor des Gymnasiums —, so wurde er von den übrigen weidlich genecdt. Er rauchte seine Zigarre, hatte das energische Gesicht ein wenig erhoben und lächelte leicht. Man sah ihm an, daß er von fester, aber freundlicher Art war.

„Keine Herren,“ sagte da der Landgerichtsrat, „schließlich kommt alles auf eins heraus. Alles, was der Mensch sein kann, ist er durch sein Herz. Schulmeister oder Richter, Künstler oder Staatsmann. . . Das Bezwingende ist die sittliche Persönlichkeit. Hab ich recht, Direktor?“

Der Chef des Gymnasiums stand auf, ging zu seinem Paletot und entnahm ihm ein Buch.

„Ich hab drin gelesen, während ich mit der elektrischen Bahn herfuhr. Deshalb steck es in meiner Tasche.“

Er hielt es hoch.

„Es ist das bedeutendste pädagogische Werk, das wir seit Jahren . . . ich möchte meinen: seit Jahrzehnten haben. Ein hervorragendes Buch.“

„Also auch eins des Herzens,“ warf der Landgerichtsrat ein.

„Allerdings!“

„Da sehen Sie — ein ausgezeichnete Lehrer —“

Der Direktor winkte mit der Hand.

„Einen Augenblick, lieber Freund. Ich will Ihnen die Geschichte dieses ausgezeichneten Lehrers erzählen.“

Er blätterte lose in dem Werke, das vor ihm lag.

„Das erste Kapitel spielt in der Hauptstadt eines Regierungsbezirkes. Eine Stadt von etwa dreißigtausend Einwohnern. Heute hat sie bald das doppelte. Ich war ordentlicher Lehrer am Gymnasium. Zu meinen Schülern gehörte ein armer Junge namens Heinrich Tiedemann.“

Er war verschüchtert durch seine Armut und Unansehnlichkeit, unsicher durch eine mangelhafte häusliche Erziehung und mochte das Gefühl haben, als passe er nicht recht aufs Gymnasium. Ich weiß nur so viel, daß er außerordentlich fleißig und in jeder Beziehung ein Musterknabe war. Er tat mir eigentlich leid. Deshalb war ich freundlich zu ihm — nicht nur als Lehrer. Ich hab ihm auch sonst Hülfe und wieder helfen können. Seitdem hing er mit großer Liebe an mir. Als ich versetzt wurde, besuchte er mich, um Abschied zu nehmen, und hat dabei die Tränen nicht zurückdrängen können.

In der ersten Zeit dacht ich noch manchmal an ihn. Dann kam so viel Neues dazwischen — kurz, ich hatte ihn schließlich vergessen.

Zehn, zwölf Jahre später — ich war eben hier Direktor geworden — wird mir zur Ableistung meines Probejahres am hiesigen Gymnasium ein Kandidat überwiesen, stellt sich vor, wir sehen uns an: es ist mein ehemaliger Schüler.

Er war noch immer der Alte. Schüchtern, linksch, wie ein Häufchen Unglück sah er im Bratenrock und Zylinder aus.

Und als er mich erkannte: er hält' am liebsten auch jetzt zu heulen angefangen.

Wir plaudern: er strahlt vor Glück! Eine förmliche Weichte legt er mir ab: er sei jetzt, wo er wisse, daß ich sein Vorgesetzter sei, doch ein wenig ruhiger. Er müsse immer einen haben, auf den er sich stützen könnte. Und vor allem: er gesteht mir, daß er eine ihn völlig lähmende Furcht vor den Schülern habe.

Nun, das ist nichts Ungerwöhnliches. Diese Furcht gibt sich nach den ersten Stunden. Ich beruhigte ihn und fragte ihn nach seiner Studentenzzeit.

Die übliche Geschichte: Freitische und Stipendien und Demütigungen aller Art. Das Examen hatte er natürlich wieder Summa cum laude gemacht. Ein fabelhaftes Gedächtnis hat der Mensch.

Aber dieses gute Gedächtnis ließ ihn nicht frei werden. Er vergaß nie, daß er ganz bon unten kam; er vergaß nie, wie er sich als Schüler gefühlt. Und er hatte ungeheuren Respekt vor allem, was aus besserer Familie stammte.

Nicht, daß er etwa vor Höhergestellten gekrochen wäre oder unbegrenzte Hochachtung vor Reichtum und Rang gehabt hätte. Nein — durchaus nicht! Nur die Sicherheit imponierte ihm, die Leichtigkeit des Auftretens, wie sie Menschen aus guten Häusern eigen ist, kurz alles, was sich als Geburts- und Erziehungsmißgabe darstellte.

Er wurde davor ganz klein, ganz unsicher, ganz traurig. Er sagte sich dann: Du bist nur ein Proletarier und wirst nichts anderes, ob du es auch bis zum Provinzialschulrat bringst!

Dieser Mensch also wird Probefandant bei mir.

Als er aus dem Konferenzzimmer, wo er kaum zu reden wagte, zum erstenmal in seine Klasse ging — er hatte die Quinta — schlotterte ihm das Gebein.

Ich will gerade in die Prima — da seh ich ihn, ruf ihn an und sag: „Ich werde Sie den Jungens noch extra vorstellen.“

Salte also eine kleine Ansprache, worin ich die Klasse zu Eifer und Gehorsam ermahne.

Heinrich Liedemann steht neben mir, Schweiß auf der Stirn. Am liebsten hätt' er beim Betreten des Schulzimmers vor den dummen Jungen drei Verbeugungen gemacht. Na, ich muß ihn seinem Schicksal überlassen.

Als ich nachher fragte, wie es gegangen sei, stammelte er: „Seht . . . gut. Besser, als ich dachte.“

Aber anstatt daß er nun Tag für Tag sicherer erschien, wird er nur verzagter. Ich merkte nicht viel davon, denn der Beginn des Schuljahres bringt viel Arbeit für den Direktor. Aber ein Kollege macht mich darauf aufmerksam, daß es in der Quinta arg lärmend zuginge, wenn Heinrich Liedemann unterrichte.

Ich wollte so wie so in nächster Woche zuhören, gab aber auf diese Mahnung hin schon jetzt acht und erlebte mein blaues Wunder.

Die Schüler spielten direkt mit ihrem Lehrer. Das war ein Lärm und Leben in der Klasse, und die zitternde, weinerliche Stimme des Kandidaten schrie vergebens ab und zu: „Ruhe . . . ich bitte um Ruhe!“

Ich steh im Korridor, hör mir das an, doch als mir der Lärm zu bunt wird, öffne ich die Tür.

Im Augenblick ist es mäusestill. Als könnten sie kein Wäpferchen trüben, sitzen die Jungen in den Bänken, während Heinrich Liedemann, die Hände gefaltet, auf dem Katheder steht, totenbleich, und jetzt, wo es nicht mehr nötig ist, zum zehntenmal: „Ich bitte um Ruhe!“ ruft.

Er weiß nicht, ob er bei meinem Anblick sich freuen oder grämen soll.

Na, ich fahre mit einem kräftigen Donnerwetter drein, lasse die ganze Quinta zwei Stunden brummen und ersuche den Kandidaten, unachtsichtig mir jeden Störenfried zur Anzeige zu bringen respektive ihn streng zu bestrafen.

Weil ich gerade da bin, bleib ich. Und höre zu, wie Heinrich Liedemann unterrichtet.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Die staubfreie Straßenreinigung ist ein Ideal, dessen Erfüllung man wenigstens an manchen Orten während der letzten Jahre ernstlich angestrebt hat. Die Großstädte haben die im Sinne der Volksgesundheitspflege heilige Pflicht, auch auf diesem Wege vorbildlich voranzugehen. Daß manches schon erreicht worden ist, erkennt der Großstädter dann am besten an, wenn er einmal wieder sieht, wie in kleineren Orten die sogenannte Straßenreinigung ohne Anwendung von Wasser mit einem trodenen Besen verübt wird. Man könnte ganze Vände schreiben, um zu beweisen, daß ein solches Verfahren so ziemlich die gesundheitsgefährlichste Beschäftigung ist, die in den Straßen eines Ortes überhaupt vorgenommen werden kann. Wenn viel Staub auf der Straße liegt, ist es an sich schlimm, weil er schon durch leichtere Luftströmungen, außerdem durch die Fäße von Menschen und Tieren aufgewirbelt wird und so in die Atmungswege gelangt, wo er wegen seines ständigen Gehalts an krankheitsregenden Keimen böse Folgen hervorzurufen vermag. Wenn nun der Staub außerdem noch durch künstliche Mittel in Bewegung gesetzt wird, so kann dadurch die Luftverpestung nur noch gesteigert werden. Mit Ausnahme der Wohnungshygiene gibt es wohl überhaupt kein einziges Gebiet, auf dem der Gesundheitspflege und der sie unterstützenden Technik Aufgaben von ähnlicher Tragweite gestellt sind, wie die der Straßenreinigung. Der „Gesundheitsingenieur“ widmet diesen Aufgaben auf Grund eines Auftrages des Stadtbauamteisters hier aus Dresden eine gründliche Besprechung und beantwortet darin eine möglichst weitgehende Berücksichtigung der von diesem Fachmann aufgestellten Forderungen und Vorschläge. Uebrigens wird in diesem Aufsatz die Klage erhoben, daß bei der nächtlichen Straßenreinigung selbst in Berlin Wasser entweder gar nicht oder nur in ganz ungenügender Menge verwandt wird. Darunter leiden nicht nur die in einer Weltstadt auch zu jeder Nachtstunde auf den Straßen sich bewegenden Passanten, sondern der aufgewirbelte Staub dringt auch in die Wohnungen ein. Er beschmutzt ferner die Mauern der Häuser und trägt endlich dazu bei, die spärlichen Nasenflähen und das Laub der Bäume in ein trübes Grau zu verwandeln und im Wachstum zu schädigen. Die Berliner nächtliche Straßenreinigung wird geradezu als das Gegenstück von dem bezeichnet, was der Stadtbauamteister hier schon bei der letzten Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege als Grundregeln für die Bekämpfung des Staus in Hause und auf der Straße gefordert hat. Da ein Ineinandergreifen der Tätigkeit von Sprengwagen und Reinigungsmaschinen wohl nie in vollkommenem Maße zu erzielen ist, so ergibt sich der Schluß von selbst, daß nur Rehrmaschinen benutzt werden sollten, die das Sprengen gleichzeitig besorgen können. Es darf erwartet werden, daß die für die Berliner Straßenreinigung verantwortlichen Organe sich die im „Gesundheitsingenieur“ erhobenen Klagen recht genau ansehen und, da sie schwerlich leichtsinnig erhoben worden sind, zu Herzen nehmen werden. Auch die meisten anderen Stadtwertwaltungen werden aus dieser Auseinandersetzung lernen

können. Wenn tatsächlich in der reinlichsten Stadt der Welt, wie Berlin sich so gern nennen hört, die Sprengung des Straßendamms vor der Bearbeitung durch die Rehrmaschine nur dadurch erfolgt, daß ein Arbeiter mit einer Dieblamme das Pflaster anzufechten sucht, so ist es ganz selbstverständlich, daß eine solche Vorkehrung durchaus ungenügend ist. Nur bei völliger Durchnässung läßt sich der Straßendaub restlos zusammenlehen, während sonst der größte Teil aufgewirbelt und in die Luft zerstreut wird, worauf er dann wieder auf das Pflaster und alles, was sich darauf und in der Nähe befindet, zurückfällt. Am aller schlimmsten ist es, wenn nun gar der zusammengelegte Staub mit einer offenen Schaufel in einen offenen Wagen geschafft wird. Ist es dabei gleichzeitig noch windig, so kann man fast sagen, daß die Straßenreinigung unter diesen Umständen mehr schadet als nützt. Der Verzicht auf die Sprengung der Straßen vor ihrer Reinigung hängt vermutlich damit zusammen, daß erstere im Winter auf gewöhnlichem Wege doch nicht bewerkstelligt werden kann, weil sich sonst eine für den Straßenverkehr gefährliche Eisbildung ergeben würde. Auch dafür aber muß es Mittel geben, die vor allem in der Anwendung von Salzlösungen zu finden sein werden. In Dresden werden Lösungen von Kochsalz schon seit Jahren bei trockenem Frost in reichlichem Maße erfolgreich verwandt.

Theater.

Schiller-Theater O.: „Die Schmuggler“, Komödie in vier Akten von Arthur Dinter. — Das Stück des jungen estfäher Autors, welches ursprünglich für das Charlottenburger Schiller-Theater angekündigt, infolge lokaler Zensurschwierigkeiten zuerst auf der Bühne des alten Berliner Stammhauses erschien, ist bereits vor mehreren Jahren veröffentlicht und in einem provinziellen Konkurrenzschreiben preisgekrönt. Sonst würde man meinen, der unsterbliche Streich des Köpenicker Hauptmanns habe die Erfindung inspiert. Schade, daß die hübsche Idee nicht eine sorgfältigere Ausarbeitung gefunden, daß das Lustige, namentlich im ersten Teile mit so viel ermüdenden Breiten und billig-großem Possentram versetzt wurde. Der Kern trug wohl die Möglichkeit wirklich zu einer „Komödie“, als welche sich das Werk bezeichnen, auszuwachsen. So aber ist, alles in allem gerechnet, doch nur ein ziemlich mittel-mäßiges Zwischending von Schwank und Volksstück herausgekommen.

Den Schauplatz der Szenen bildet ein Wirtshaus an der elsässisch-französischen Grenze, dessen Besitzer nach außen hin den untadelhaften deutschen Reichsbürger markiert. Er ist Säule des Striegervereins und tagbudelet vor den preussischen Gewaltigen, um seine geheimen Geschäftsverbindungen mit den Schmugglern möglichst ungestört weiter betreiben zu können.

Die Handlung schleppt sich in lauter belang- und ziellosen Episoden, unter gleichgültigen Personen, abgegriffenen und zum Teil, wie das professorale Ehepaar, unglaublich verzerrten Typen, bis weit in den zweiten Akt hinein. Erst mit dem Augenblicke, da der berühmte Schmugglerführer Sperber — ein leder Durck, der nach Absolvierung eines Kurzurs in der französischen Fremdenlegion zu seinem alten Handwerk zurück gekehrt ist — aus dem Kamin in die Wirtstube springt, kommt Leben und Bewegung in den trägen Fluß. Im Handumdrehen hat er seine Spitzbubenkleider mit einem eleganten Touristenanzuge vertauscht und spielt sich nun, wie ein Grenzbeamter ins Lokal tritt, als der von der Regierung zur Prüfung der reichsländischen Zollverwaltung neu entsandte Oberinspektor auf. Seine von verblüffender Sachkenntnis zugehenden Ergüsse über das Schmuggelwesen und seine näselnden Ordres werden von dem erschrockenen Subalternen respektvoll entgegengenommen. Sein Couw gelingt ihm gleich vollkommen auch bei dem hochmögenden Herrn Steuerrat. Auf seinen Wunsch erklärt sich dieser sofort bereit, dem Wirt, Sperbers Spießgesellen, zur wirksameren Bekämpfung des Schmuggels die Würde eines Zollassistenten zu verleihen. Die Komik gipfelt in dem dritten Akte, wo Sperber ganze Pakete geschmuggelter Uhren mit dem Wirt zusammen verpackt und da die Beamten den verdächtigen Koffer auf Kontorbande untersuchen wollten, als Herr v. Meier, in seiner Inspektoreneigenschaft, erfolgreich interveniert. Am Ende trabt er auf dem Gaul des Steuerrats ins Weite.

Ausgezeichnet brachte Wald in dieser Figur die Lust an dem vertwegenen Treiben, das übermütig dreiste Kraft- und Selbstgefühl sowie den echt naturalistischen Unterton des Bäurischen heraus. Emma Wjda spielte eine heiters-wütige Schwägerin mit überraschend gelungener Nachahmung des Stils, in welchem Fräulein Wangel solche älteren, säuerlichen Damen darzustellen pflegt. Die Wirkung Kirchner's in der Rolle des spitzbübischen und ängstlichen Wirtes war durch ein Uebermaß stereotyper Bewegungen, die Paul Ottos in der Figur des dummen Steuerrats durch ein kritillos übertreibendes Karikieren beinträchtigt. Das Publikum schien sich bei der Novität sehr gut zu amüsieren.

Kunstgewerbe.

In der Großen Berliner Kunstausstellung wurde die Kunstgewerbliche Abteilung, die eine Anzahl von Junierräumen umfaßt, eröffnet. Im Vordergrund des Interesses stehen die Zimmer, die Bruno Paul entwarf. Es sind im ganzen neun Räume, von denen drei von der Dresdener vorjährigen Ausstellung her bekannt sind. Der „Simplicissimus“ machte zuerst den Namen des Künstlers bekannt. Er zeichnete darin jene stofflich derb zupackenden, künstlerisch so markanten Bilder, die durch die

breite, fast grobe Nahe ausfassen. Paul hatte nicht die elegante stilistisch neue, ironische und graziose Art eines Th. Th. Heine. Seine Linie war schwerfälliger, ja knobig. Charakteristisch prägen sich aus dieser Zeit die unfürnigen Hosen, die breiten Häbe ein, die er seinen Perionen zu geben liebte, so daß es ansieht, als ständen sie auf Elefantentbeinen. Auch in der neuwachsenden Raumkunst hat Bruno Paul nicht von Anfang an eine hervortretende Rolle gespielt. Zuerst finden wir auch hier jenes Bevorzugen plumper Formen, die an Massigkeit erliegen, was ihnen an Sicherheit der Eleganz abgeht. Sieht man dagegen diese Zimmer an, die Paul jetzt ausstellt, so tritt hier eine ganz neue Erscheinung zutage. Es muß eine Entwicklung in Paul vor sich gegangen sein, die ihn dahin brachte, Disziplin über sich selbst auszuüben. Er offenbart darin ein Kulturgewissen, wie es wenig Künstler besitzen. Seinen Möbelformen haftet keine bestimmte Form an, die sie früheren Stilen zuweist. Auch besteht keine Verührung mit Vauernkunst. Es ist sozusagen eine europäische Kunst, europäische Form. Diese Möbel stellen eine Abstraktion dar und haben doch die volle Schönheit realer sinngemäßer Erscheinung. Paul ist damit mit einem Schlage an die erste Stelle gerückt. Er vereinigt Persönlichkeit und Sachlichkeit, und der einfachsten Form gibt er immer noch eine Schönheit, die ohne Spielerei, ohne Pose ist. Dieses konstruktive, Materialgerechte verleiht seinen Möbeln jene ansprechende Solidität, die früheren Experimenten oft fehlt. Diese Möbel vereinigen Grazie mit Kraft, Schönheit mit Einfachheit, und man denkt an die Sachkunst der modernen Engländer, die Praxis und Schönheit so sachgemäß verknüpft. Zugleich ist eine Note Wiedermeier zu bemerken, die aber nur als Anregung noch mitsingt.

Vor allem versteht Paul, einen Raum wirklich als Ganzes zu schaffen. Er bedingt dabei das Einzelne wie das Gesamte, und aus beiden schafft er jene Einheit, die harmonisch in sich selbst ruht. Das verleiht den Räumen eine Behaglichkeit, die sofort an den Besucher einwirkt. Keinerlichen Schmutz kennt Paul nicht, das schöne Material genügt ihm, dessen Sinn herauszuküpfen Sache des Künstlers ist. So wächst alles organisch aus dem Material heraus und dient der Zweckbestimmung des Raumes. Nichts stört diesen einheitlichen Eindruck.

Für den Norddeutschen Lloyd entwarf Paul einen Rauchsalon von ruhiger, geschlossener Gesamtwirkung. Das Vestibul (Marmor) entnimmt dem Stein die eigenen Reize der farbigen Erscheinung. Es folgt eine behagliche, stimmungsvolle Bücherei (Birkenholz). Dann ein Herrenzimmer, das in grau gebeizter Eiche gehalten ist und einen erusteren Eindruck macht. Der freisrunde Empfangsraum (Polisander) erhält durch die lichtere Farbewirkung Festlichkeit. Durch sachgemäße Eleganz und Schönheit der Raumwirkung zeichnet sich das Speisezimmer aus. Ein Wohn- und ein Schlafzimmer, sowie ein Schlafzimmer zeigen die Fähigkeit des Künstlers, Räume intim und wohllich zu gestalten.

An diese Zimmer schließen sich Räume anderer Berliner Raumkünstler an. Der Verein für deutsches Kunstgewerbe stellt hier kollektiv aus. **Bernhard** entwarf ein farbig eigenartiges Teezimmer (schwarz, weiß, violett). Ein gleiches Teezimmer von **Viberfeld** bleibt zu sehr in der Nachahmung des Wiedermeierstils besungen. Dann kommt eine Durchgangshalle von **Störnig**, die gute Geräte (Lampen, Uhren) von **Wenig** zeigt. Prof. **Schmuck-Waudisch** stellt in einem von **Greneder** entworfenen Raum (geschmackvoll in Grau mit gelben Steinen) seine neuen Arbeiten aus, die er für die Porzellanmanufaktur entwarf. Teller, Vasen, Beleuchtungskörper. Durch wohlwollende Intimität zeichnen sich die beiden kleinen Zimmer von **Behner** aus. Ein Garten erhält durch weißes Gitterwerk geschmackvolle Gliederung und diese Farbestimmung Grün und Weiß klingt in dem anschließenden Vorraum weiter. Von Einzelarbeiten sind zu erwähnen: Wandarbeiten von **Bläscher**, **Fächer** von **Marg. Erler**. Durch diese kunstgewerbliche Ausstellung wird die Kunstausstellung erheblich bereichert. o. s.

Medizinisches.

— Die große Pestepidemie in Indien währt jetzt über zehn Jahre, und man sieht in Indien selbst und in England allmählich in eine Art von Resignation verfallen zu sein, die nur noch damit rechnet, die Seuche werde wohl schließlich von selbst zum Stillstand und zum Verschwinden kommen. Die Erfahrungen des vorigen Jahres unterstützte diese Hoffnungen, aber jetzt ist die Lage wieder verärgert geworden, daß sie im höchsten Grade alarmierend genannt werden muß. Der Herausgeber des „Lancet“, der größten medizinischen Zeitschrift Englands, widmet der indischen Pest in seiner letzten Nummer einen Leitartikel, der an Schärfe kaum noch übertroffen werden kann und man darf gespannt darauf sein, was die verantwortlichen Behörden und Persönlichkeiten auf diese trübsichtige Anklage werden erwidern können. Vor zwei Jahren wurde eine besondere Pestkommission mit dem Studium der Seuche betraut und erhielt noch eine Untersuchung durch das Kollegium der Ärzte in London, das eine Deputation auf gleichem Zwecke entsandte. Dieser Ausschuß von Sachmännern hat schon auf Grund der statistischen Angaben für das Jahr 1905 festgestellt, daß die indische Pest mit den fürchterlichsten Pestilenzen vergleichbar ist, die jemals in der Geschichte der Menschheit verzeichnet worden sind, einschließlich der verheerendsten Pest vom Jahre 1848, die den Namen des schwarzen Todes sauf und die sozialen Verhältnisse großer Teile Europas vollständig umwälzte.

Der Ausschuß des Londoner Arztekollegiums wies ferner darauf hin, daß das Fortbestehen der Seuche nicht nur eine soziale und wirtschaftliche Zerlegung in Indien zur notwendigen Folge haben müsse, sondern auch eine dauernde Gefahr für andere Weltteile bedeute. Im Jahr 1906 ging nun die Zahl der Todesfälle von fast einer Million im Vorjahr auf 332 000 zurück, und das scheint verberblich auf die Bemühungen zur Bekämpfung der Seuche eingewirkt zu haben. Dafür sind in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres bereits 495 000 Menschen der Pest erlegen, und damit dürfte das Jahr 1907 in dieser Hinsicht den Rekord erreichen. Rummehr wurde der Staatssekretär für Indien im Unterhause interpelliert und mußte glattweg eingestehen, daß trotz der Arbeiten der wissenschaftlichen Korporationen überhaupt noch kein Plan zur Bekämpfung der Pest festgelegt worden sei. Darauf äußert sich der „Lancet“ folgendermaßen: „Es ist zweifelhaft, ob die Regierung von Indien je ihre schwere Verantwortlichkeit in Sachen der Pest begriffen hat, und sie kann nicht dazu beglückwünscht werden, daß sie erst jetzt dazu erwacht. Während der Zeit, in der nach der allgemeinen Annahme die indische Regierung mit der Vorbereitung eines geordneten Feldzuges gegen die Pest beschäftigt war, sind über eine Million Menschen an dieser Seuche gestorben, von denen nach unserer Ueberszeugung viele hätten gerettet werden können.“ Im Januar betrug die Zahl der Todesfälle 68 000, im Februar 98 000, im März 171 000, und im April stieg sie bis auf 314 000, so daß das laufende Jahr schon im ersten Drittel 641 000 Opfer gefordert hat. Die ganze Epidemie seit dem Jahre 1896 hat bisher rund 5½ Millionen Menschenleben gekostet. Es wird hoffentlich der Wahrheit entsprechen, daß bei der Mitteilung dieser Zahlen ein Schauder durch das ganze englische Parlament gegangen ist. Aber es ist höchst bezeichnend, daß ein Organ wie der „Lancet“ die Vermutung auch nur niederzuschreiben wagt, daß nur wenige der Mitglieder des englischen Parlaments bis dahin überhaupt gewußt haben sollten, daß eine Pestepidemie in ungewöhnlichem Grade in Indien existiert. Und diese Vermutung wird ausgesprochen, nachdem schon im Jahr 1904 die Zahl der Todesfälle die Million überstiegen hatte. Damals wurde von der öffentlichen Meinung die Forderung erhoben, daß das India Office in der englischen Presse regelmäßige Berichte über den Stand der Pest in Indien veröffentlichte, aber auch dieser gewiß berechtigte Vorschlag wurde nicht befolgt. Jetzt wird die englische Regierung wohl endlich dem bis zum äußersten gestiegenen Druck der Anklage nachgeben müssen, wenn sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, daß in der englischen Kolonialpolitik nicht der Geldgewinn, nicht aber die Rücksicht auf Menschenleben etwas gilt.

Notizen.

— **Ottomar Anschütz**, dem die Photographie zahlreiche Verbesserungen verdankt, ist gestorben. Durch die Erfindung des Schnellapparatess behutete Anschütz auch der weiteren Vervollkommnung dieser Erfindung, dem Kinetographen den Weg.

— Am **Campanile** in **Venedig**, dessen Wiederaufbau durch eine zehnmonatliche Pause unterbrochen worden war, sind die Arbeiten jetzt wieder aufgenommen worden. Man hofft sie bis 1900 zu vollenden.

— **Wie in Bosnien und Herzegowina** **Alphabeten** gezüchtet werden. In Bosnien und der Herzegowina machen die des Lesens und Schreibens Unkundigen 90 Proz. der ganzen Bevölkerung aus, während in vielen Bezirken ihre Zahl sogar auf 98—99 Proz. gestiegen ist. Da die Landesregierung bisher auf diesem Gebiete der Kultur gar nichts getan hat, haben sich die gebildeten Leute entschlossen, durch unentgeltlichen Unterricht von Analphabeten im Lesen und Schreiben Abhilfe zu schaffen. Anstatt diesem Unternehmen entgegen zu kommen, hat die Regierung bloß den Lehrern die Erlaubnis dafür ange stellt, während alle anderen mit der Begründung abgewiesen wurden, daß sie nicht kompetent zum Unterrichten seien. Dadurch wurde die ganze Aktion auf ein Minimum beschränkt. Die vollkommene Aburteilung der Regierungsmassnahmen trat gegenüber einem Doktor der Philosophie zutage. Er wurde vom Bezirksvorsteher, da er kein Lehrer war, mit demselben Beweggrunde abgewiesen — er sei nicht kompetent!

— **„Geschnitzte“ Rücken.** Auch im Kongostaat bringen Frauen der Schönheit ihre Opfer, erdulden Schmerzen und Pein, um „hüßlich“ zu sein und dem Schönheitsempfinden ihrer männlichen Stammesgenossen zu genügen. Die Kongofrauen aber begnügen sich nicht damit, der Natur mit schönen Gewändern oder bunten Glasperlen allein nachzuhelfen, sie geben gleich radikal vor und lassen sich ihren Rücken mit einer „Schuherei“ versehen. Das ist ein langwieriger und schmerzhafter Prozeß, mit dem schon in früherer Jugend begonnen werden muß. Kleine runde Holzstücke werden hart auf den Rücken gereiht und dort jahrelang gehalten, bis die durch die Quetschung hervorgerufenen Hauterhöhungen nicht mehr schwinden. Mit den Holzstäbchen und Stäbchen lassen sich auf dem Rücken die schäblichsten Ornamente eingraben und sorgsame Mütter mühen ihre Phantastik, um den Rücken ihrer Töchter besonders schöne Muster einzugrabieren.